

Tanja Stern

**Die ungelebte Zukunft Georg Büchners
(1985)**

„Mit dem Typhus“, liest man bei Thomas Mann, „ist es folgendermaßen bestellt: In die fernen Fieberträume, in die glühende Verlorenheit des Kranken wird das Leben hineingerufen mit unverkennbarer, ermunternder Stimme. Hart und frisch wird diese Stimme den Geist auf dem fremden, heißen Wege erreichen, auf dem er vorwärts wandelt, und der in den Schatten, die Kühle, den Frieden führt. Aufhorchend wird der Mensch diese helle, muntere, ein wenig höhnische Mahnung zur Umkehr und Rückkehr vernehmen, die aus jener Gegend zu ihm dringt, die er so weit zurückgelassen und schon vergessen hatte. Wallt es dann auf in ihm wie ein Gefühl der feigen Pflichtversäumnis, der Scham, der erneuten Energie, des Mutes und der Freude, der Liebe und Zugehörigkeit zu dem spöttischen, bunten und brutalen Getriebe, das er im Rücken gelassen: wie weit er auch auf dem fremden, heißen Pfade fortgeirrt sein mag, er wird umkehren und leben. Aber zuckt er zusammen vor Furcht und Abneigung bei der Stimme des Lebens, die er vernimmt, bewirkt diese Erinnerung, dieser lustige, herausfordernde Laut, dass er den Kopf schüttelt und in Abwehr die Hand hinter sich streckt und sich vorwärts flüchtet auf dem Wege, der sich ihm zum Entrinnen eröffnet hat... nein, es ist klar, dann wird er sterben. – “

Georg Büchner ist am Typhus gestorben – war sein Tod vielleicht etwas anderes als ein dummer und sinnloser Zufall? Folgt man der Darstellung Thomas Manns, so starb dieser junge Mann von dreiundzwanzig Jahren, um sich das Weiterleben zu ersparen – eine These, die heute niemand mehr beweisen oder widerlegen kann, der es aber nachzugehen lohnt.

Die eigenen Äußerungen des Dichters geben diesbezüglich kaum einen Aufschluss. Tatsache ist, dass in seinen Werken Motive wie Weltekel und Todessehnsucht, wie Zweifel am Sinn des menschlichen Daseins, wie Schmerz und Lebensüberdruß eine zentrale Rolle spielen, dass auch seine persönlichen Briefe oftmals traurig, ja verzweifelt klingen und dass uns von verschiedenen Quellen Todesahnungen und bittere Gedanken überliefert worden sind, die er geäußert haben soll. Aber die selben Quellen wissen auch, dass Büchner alles andere war als ein gramgefüllter Grübler, der in ewigem Weltschmerz umher ging. Er galt vielmehr als freundlich und aufgeschlossen, als ein Mann von Humor und Geist, und man findet gerade in seinen Briefen etliche Wendungen, die das belegen. Ist es nicht un-

glaubhaft, dass er bewusst auf ein frühes Ende zusteuerte? Muss er nicht, bei allem Pessimismus, am Leben gehangen haben, gerade er? Schon mit neunzehn hatte er erklärt: „Wie fühle ich mich glücklich! Ich darf werden, wozu ich einzig taue. Ich bin nie auch nur eine Sekunde lang im Zweifel über meinen Beruf gewesen.“ Und aus Straßburg schrieb er voller Stolz an seine Eltern: „Es gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider.“

Eine glänzende Zukunft – ich weiß kaum einen Autor, der so eklatant, so von Anfang an auf eine glänzende Zukunft programmiert schien wie Büchner. Was hatte dieser Mann für ein märchenhaftes Glück! Mit welcher Cleverness meisterte er sein Leben! Man stelle sich das vor: Er schreibt sein erstes Stück. Er schreibt hastig, schreibt in einer Situation der äußeren und inneren Bedrängnis. Er schreibt, um sich von einer seelischen Krise, einem erschütternden Erlebnis zu entlasten – und schreibt zugleich auch mit dem Hintergedanken, dass er Geld braucht für seine bevorstehende Flucht. In nur fünfwöchiger Arbeit bringt er den Danton unter die Guillotine. Er kennt in der Literaturszene keinen Menschen; was tut er mit dem fertigen Manuskript? Er schickt es an Karl Gutzkow, den geschätzten Publizisten, und siehe da, er hat prompt Erfolg: Gutzkow empfängt das Werk, liest es auf der Stelle, trägt es noch am selben Abend einem Kreis von renommierten Literaten vor, der es gleichfalls für einen Fund hält, und bereits wenige Wochen später ist Büchner ein gedruckter, in Fachkreisen bekannter und wohlwollend kritizierter Autor.

Von einer derart raschen und steilen Karriere können andere nur träumen. Welcher Anfänger wäre je auf einen Redakteur gestoßen, der die Neugier besessen hätte und die Zeit, ein unverlangtes Manuskript sogleich am Tag seines Eingangs zu lesen – welcher je auf eine Zeitschrift, die ein völlig aus dem Rahmen fallendes Werk so prompt und so bedenkenlos abgedruckt hätte? Ich erinnere daran, dass genau um diese Zeit in Detmold ein Dichter namens Grabbe langsam vor die Hunde ging. Ich erinnere an Heibel, Büchners Altersgenossen, der damals als Schreiber sein Brot verdiente. Ich erinnere überhaupt an all die deutschen Genies, die an sich selbst und ihrer Umwelt litten, die unverstanden und einsam blieben, nirgendwo festen Fuß fassen konnten, reihenweise dem Alkohol, dem Wahnsinn, dem Selbstmord und dem Ruin verfielen...

Nichts von alledem findet sich im äußeren Leben Georg Büchners. Es findet sich allenfalls ein unglückliches und gefährvolles politisches Engagement, doch auch daraus geht Büchner heiler hervor als die meisten seiner Kameraden. Er setzt sich rechtzeitig nach Straßburg ab, von wo aus er in trauriger Einsicht schreibt, dass er nicht mehr an die Möglichkeit einer politischen Umwälzung glauben könne: „Ich habe mich... überzeugt, dass nichts zu tun ist und dass jeder, der im Augenblicke sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt.“ Er befasst sich also nur mehr mit der eigenen Laufbahn, und was immer er anpackt, gelingt. Mit zweiundzwan-

zig promoviert er, mit dreiundzwanzig wird er Privatdozent. Er hat wissenschaftliche Erfolge, hat einen Freundeskreis, hat eine Braut. Wie nebenbei verfasst er auch noch einige Stückchen Literatur, die sich als geniale Würfe entpuppen und ihm einen Platz in der Ewigkeit sichern – was er natürlich nicht wissen konnte, was aber uns als ein weiterer Punkt auf der Erfolgsliste erscheint, denn er wünschte es sich doch, wie jeder rechte Autor. „Ruhm will ich davon haben, nicht Brot“, soll er in Bezug auf seine literarischen Ambitionen gesagt haben; und die Selbstverständlichkeit, mit der er das Wort Ruhm gebraucht, beweist uns nicht nur, dass er ehrgeizig war, sondern auch, dass er durchaus ein Gefühl für seinen eigenen Wert besaß. Und dieses Gefühl scheint nie durch eine negative Rückmeldung der Außenwelt gedemütigt worden zu sein. Wir wissen von keinen Misserfolgen, keinen Lastern, keinen unglücklichen Liebesaffären. Der Persönlichkeit Georg Büchners war eine geistige Gesundheit eigen, eine Ausgewogenheit von Ratio und Gefühl und eine bürgerliche Lebentüchtigkeit, wie man sie sonst nur bei Künstlern findet, die steinalt und schon zu Lebzeiten Denkmäler werden, am ehesten vielleicht bei Goethe.

Georg Büchner wurde nicht alt; dennoch folgten seinem Sarg hunderte von Menschen, wichtige Zeitungen druckten Nachrufe, Literaturfreunde fühlten den Schmerz einer hochgespannten und enttäuschten Hoffnung. Wäre Goethe oder wäre Schiller dreiundzwanzigjährig gestorben, das Aufsehen hätte nicht größer sein können. Georg Herwegh formulierte mit dem ganzen Pathos des 19. Jahrhunderts, was der Menschheit an Büchner verloren ging:

„Der Todesstunde Qual sind jene Schemen,
Die wir mit uns in unsre Grube nehmen,
Die Geister, die am Sterbebette stehn
Und uns um Leben und Gestaltung flehn,
Die schon die junge Morgenröte wittern
Und ihrem Werden bang entgegensittern,
Des Dichters Qual, die ungeborne Welt,
Der Keim, der mit der reifen Garbe fällt.“

Das ist es in der Tat, was den Fall bis zum heutigen Tag so schwer erträglich macht. Als ich, noch Schülerin, erstmals erfuhr, dass ein richtiges fertiges Büchner-Drama verschollen und verschwunden sei, hatte ich eines Nachts den Traum, ich wühle in alten Papieren und entdecke den „Pietro Aretino“ – ein Ausdruck kindischer Ruhmsucht, gewiss, doch zugleich auch ein Ausdruck dieser ärgerlichen Sehnsucht, die der frühe Tod eines Genies in uns weckt: Soll das wirklich alles gewesen sein, hätte nicht wenigstens ein bisschen mehr dazukommen können?... Und wenn man dann auch noch den Verdacht hegt, dass Büchner weder zufällig noch ungern starb,

so möchte man fast auf ihn wütend werden. Es ist, als hätte dieser Autor nicht nur sich selbst um eine glänzende Zukunft betrogen, sondern auch die Welt um einen legitim ihr zustehenden Reichtum – eine Welt, die ihm doch soviel Gutes angedeihen ließ.

Was wäre aus Georg Büchner geworden? Schließt man aus den Leistungen seiner Jugend und aus dem Tempo seines bürgerlichen Aufstiegs, so möchte man sagen: ein zweiter Goethe. Einer der ganz großen Männer seines Jahrhunderts. Ich versuche, mir das plastisch vorzustellen: Büchner, alt und fett geworden, in Demut betreut von seiner Minna und einer herangeblühten Kinderschar, dazu umgeben von geschäftigen Verlegern, von anderen erfolgreichen Geistesriesen und von einem Schwarm ihn hofierender Jünger, ein verehrter, produktiver, gefürchteter Mann, sich sonndend in seiner eigenen Größe. Nein! Georg Büchner war kein Goethe. Seine Radikalität war keine Jugendsünde, sondern tief in seinem Denken verwurzelt, und sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, sein Sozialgefühl und sein heißes Mitleid mit der unterdrückten Kreatur hätten ihn bestimmt nicht im Stich gelassen, auch wenn er noch so berühmt und reich geworden wäre.

Dazu kommt verschärfend, dass das 19. Jahrhundert mit „großen Männern“ vom Schlage Büchners nicht das Geringste anzufangen wusste. Die Höhe der Klassik war verloren, die Zeit des Realismus noch nicht angebrochen. Derselbe Büchner, der wie kaum ein Anderer von der Gesellschaft anerkannt wurde, ist auch wie kaum ein Anderer von ihr missverstanden und verbogen worden. Weidig verstümmelte den „Hessischen Landboten“, Gutzkow verstümmelte den „Danton“, Franzos verstümmelte den „Woyzeck“, Minna Jaeglé vernichtete das Tagebuch und vermutlich auch den „Pietro Aretino“, und all diese Menschen liebten Büchner und schätzten ihn hoch und wollten aufrichtig sein Bestes. Mühsam, über Jahrzehnte hinweg, musste man das Werk des toten Genius Bruchstück für Bruchstück rekonstruieren, und erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts gewann man endlich eine Vorstellung von seiner wahren Stellung in der deutschen Literaturgeschichte; aber um das noch zu erleben, hätte Büchner schon sehr alt werden müssen. Dass man einsam sein kann auch unter Freunden und Bewunderern, klingt wie eine sentimentale Floskel. Der Fall Büchner aber lehrt uns, dass die Welt durchaus imstande ist, einen Autor zu verkennen, indem sie ihn an ihren Busen drückt. „Leonce und Lena“ sei ein recht gutes Stück, wenn auch längst nicht so lebensnah wie die Werke der Charlotte Birch-Pfeiffer – dies originelle Urteil fällte kein Dummkopf, sondern Gutzkow, *der* Gutzkow, der politische Gesinnungsgenosse und wohlmeinende Förderer des jungen Büchner. Heute zuckt man zusammen, wenn man es hört; doch seinerzeit entsprach es einfach den vorherrschenden Wertmaßstäben.

Viel ist schon geschrieben worden über die kleinkarierte Beschränktheit der deutschen Dichtung in jener Zeit, über das fast völlige Fehlen großer

nationaler Gegenstände und weltliterarisch bedeutsamer Würfe. Die politische Reaktion hatte das Sagen; einem Autor blieb nur die Wahl, sich anzupassen oder auszuscheren. Die literarischen Folgen sind bekannt: verklärte Vergangenheitsbeschwörung, rasselndes vaterländisches Pathos, Heimatidyllen, flache Unterhaltung... Sogar noch über das „Junge Deutschland“, eine Literaturbewegung also, die ihren politischen Bekenntnissen nach durchaus zu den fortschrittlichsten gehörte und der ja auch Büchner, nicht künstlerisch, aber doch persönlich am nächsten stand, urteilte Axel Eggebrecht, dass „diese Rufer nach einem jungen Deutschland alle etwas Verstaubtes, ausgesprochen Unjugendliches an sich hatten. In ihrer Isolierung und Wirkungslosigkeit spiegelt sich der ganze geruhsame Konservatismus des Bürgerzeitalters, das nun immer mächtiger heraufkam. Es holte seine versäumte Revolution nie mehr nach, auch geistig nicht.“

In einer solchen Welt von Zwergen wäre also Georg Büchner einer der großen Männer geworden. Seine Freunde hätten ihm erklärt: Oh ja, gewiss, das Stück ist gut – nicht gerade Birch-Pfeiffer, aber doch recht gut; nur diese Stelle hier geht leider nicht durch und diese nicht und diese auch nicht. Schon dem jungen Büchner muss seine Umgebung oft seicht und abgeschmackt erschienen sein; wie hätte er sie als alter Mann ertragen? Er starb im Exil; wann wäre er heimgekehrt? Nur unter Schmerzen verdient sich ein Dichter den leicht hingesagten Deutschlehrersatz: Er war seiner Zeit voraus. Als Büchner starb, stand er sozusagen auf der Kippe: zwischen dem Verlangen nach wirksamer politischer Betätigung und resigniertem Rückzug aus der Politik; zwischen Fortschrittsglauben und Pessimismus; zwischen der Freude am eigenen Leben und der Verzweiflung über all das menschliche Leid, das ihn umgab; zwischen äußerem Erfolg und innerer Vereinsamung. Wie hätte er mit diesem Zwiespalt gelebt? Ich möchte, wie gesagt, behaupten, dass kein Ruhm ihn je gesättigt hätte, dass er nicht zum Feind übergelaufen wäre, dass er so kühn, so schonungslos, so radikal mitleidend weiter geschrieben hätte, wie er begann – und ich kann das in diesem seltenen Fall sogar einigermaßen überzeugt behaupten –, doch um so schwerer hätte er es gehabt. Ich sehe keinen befriedigenden Weg für ihn, keinen, auf dem er sich nicht besudelt hätte. Und ich glaube, wir verdanken es – dem Typhus, wenn uns die Gestalt des Georg Büchner so ungewöhnlich rein erhalten blieb, wenn wir heute einen Neuerer in ihm sehen, einen Mann, der seine Epoche überragte und sie gleichzeitig prägen half, eine schmale kleine Brücke zwischen Romantik und Realismus. Der Typhus war für ihn eine *Lösung* im doppelten, im wahrsten Sinne des Wortes, und sollte nur ein Zufall sie herbeigeführt haben, so hat dieser Zufall nicht ganz sinnlos gespielt.